

Schwerpunkt 3: Erinnerungskultur kommunikationswissenschaftlicher Fachgeschichte

Jefferson Pooley

17 Essay Die abnehmende Bedeutung des disziplinären Gedächtnisses: Der Fall der Kommunikationsforschung

1. Einleitung

Als die „insecure science“ schlechthin, wie Ian Hacking (1996, 392) es ausdrückt, hat sich die Kommunikationswissenschaft, zumindest in den USA, in einem ungewöhnlichen Maße auf ihre Erinnerungen gestützt. Als Nachzügler, der auf bestehende Berufsausbildungsprogramme an den Rändern der Universität aufgesetzt wurde – durch und durch polyglott – hat die Kommunikationswissenschaft den Klebstoff der Geschichte wohl mehr gebraucht als ihre etablierteren Mitbewerber:innen. So schuf Wilbur Schramm, promovierter Anglist, der zum akademischen Gründer wurde, selbstbewusst einen Ursprungsmythos für die aufstrebende Disziplin. In einer unermüdlichen Reihe von Vorträgen und Publikationen von den frühen 1960er bis in die 1980er Jahre hinein benannte Schramm (z. B. 1963) in einer durchschaubaren Legitimationskampagne vier vermeintliche „Gründer“ – allesamt bedeutende Sozialwissenschaftler, keiner von ihnen Kommunikationswissenschaftler (siehe Pooley 2018a).

Schramms Ursprungsmythos entstand zu einem Zeitpunkt – in den frühen 1960er Jahren – als die künftige Disziplin zwar über viele Ziegelsteine, aber keinen Mörtel verfügte: An den US-amerikanischen Journalismusschulen wurden eifrig Promotionsstudiengänge für das Fach eingerichtet, das bis Mitte der 1950er Jahre eine dezidiert interdisziplinäre Konstellation aus zumeist männlichen Soziologen, Politologen und Sozialpsychologen war. Als die Geschichte der vier Gründer zum ersten Mal gedruckt wurde, hatten Schramm und seine Verbündeten bereits einen beachtlichen institutionellen Brückenkopf in den Journalismusschulen errichtet. Sie verfügten über das nötige Gerüst: Dokortitel, Lehrkörper und – was am wichtigsten war – eine wachsende Zahl von Studierenden, die sich für Kompetenzprogramme einschrieben. Was dem Bereich fehlte, war die Legitimität – ein intellektuelles Mandat, welches das solide institutionelle Fundament überbauen konnte. In diesem Kontext des Aufbaus des Feldes *war* der Mythos der vier Gründer von *Bedeutung*: Schramms Quartett waren, um es mit den Worten von Charles Camic zu sagen, legitimierende Vorgänger. Es stimmt zwar, dass Paul Lazarsfeld, Kurt Lewin, Carl Hovland und Harold Lasswell sich selbst nicht als Kommunikationswissenschaftler betrachteten, geschweige denn als Begründer der Disziplin. Es ist auch wahr, dass Schramm – in einem verwegenen Akt der Umdeu-

tung – die vier Namen aus dem Nachruf von Bernard Berelson (1959) für das Feld übernommen hat.¹ Die Tatsache, dass die Entstehungsgeschichte dennoch von dem im Entstehen begriffenen Bereich aufgegriffen wurde, war selbst ein Beweis für ihre Wirksamkeit.

Betrachten wir ein zweites Beispiel aus der US-amerikanischen Kommunikationsforschung: Paul Lazarsfeld und seine Kollegen vom Bureau of Applied Social Research der Columbia University erzählten um die Jahrhundertmitte mit erstaunlichem Durchhaltevermögen eine zweistufige Fortschrittsgeschichte: Naive und impressionistische Forscher der Zwischenkriegszeit, so die Story, hielten an der irrigen Ansicht fest, dass Medien mächtig sind, eine Position, die während und nach dem Zweiten Weltkrieg durch den Empirismus der Columbia Universität ausgehebelt wurde. Die ersten 15 Seiten von Elihu Katz und Lazarsfelds *Personal Influence* (1955) – mit seiner grundlegenden Darstellung zum Übergang von leistungsstarken hin zu begrenzten Wirkungsannahmen – gaben tatsächlich die mnemotechnische Agenda des Feldes für die kommenden Jahrzehnte vor, selbst für lautstarke Kritiker:innen. Die Verbreitung und Dauerhaftigkeit dieser Geschichte hat sich in den bibliografischen Aufzeichnungen eingepreßt und geht eindeutig auf *Personal Influence* als Quelle zurück (siehe Pooley 2006).

Die großen Geschichten von Schramm und Lazarsfeld hatten in den 1960er Jahren und danach einen gemeinsamen Erinnerungsbaldachin für ein Gebiet geschaffen, das sich verzweifelt nach einem intellektuellen Überbau sehnte. Die Zustände haben sich geändert. Ich behaupte in diesem Beitrag, dass eine substanziellere Geschichtsschreibung, die Art, welche Historiker:innen in der jüngeren Zeit beschäftigte, nicht mehr viel zählt – zumindest für eine zutiefst heterogene „post discipline“ wie die Kommunikationswissenschaft. Fünfzig Jahre nach Schramms Mythenbildung hat die Geschichte der vier Gründer den größten Teil ihrer Resonanz verloren. Auch von „hypodermic needles“ oder „magic bullets“ in der Lazarsfeldschen Tonart ist weniger die Rede. Neuere Werke, die sich mit der Geschichte der Disziplin befassen, Bücher, Artikel, sogar Ansprachen von Präsident:innen der großen wissenschaftlichen Fachgesellschaften, finden keinen Widerhall mehr in einem Bereich, der seit den 1960er Jahren mehrstimmiger geworden ist. Die großen Erzählungen über die Vergangenheit des Fachs kursieren nicht mehr. Sie werden zwar immer noch beschworen. Aber viele der jüngsten Bezugnahmen auf diese Erinnerung haben einen anderen Charakter oder zumindest einen anderen Bezugsrahmen: Die Aussagen sind kleinteiliger und lokaler geworden. Teilbereiche und disziplinübergreifende Einheiten sind das jeweils imaginierte Publikum, nicht die „Kommunikationswissenschaft“ im Allgemeinen. Mit anderen Worten, der Relevanzhorizont ist deutlich geschrumpft.

¹ Bernard Berelson veröffentlichte 1959 einen „Nachruf“ auf die Kommunikationswissenschaft, in der er den Zustand des Fachs beklagte und ihr Ende nahe sah. Anm. der Hrsg.

Dieses Kapitel konzentriert sich auf den US-amerikanischen Fall, wo das disziplinäre Gedächtnis eine überragende Rolle bei der Etablierung disziplinärer Legitimität spielt – oder gespielt hat. Die Frage nach der Relevanz der Argumente in diesem Beitrag für andere nationale Kontexte ist kompliziert, zum Teil weil die globale Institutionalisierung der Kommunikationsforschung so heterogen war (Simonson und Park 2015, Averbek-Lietz 2017). Ein weiterer verkomplizierender Faktor ist die Rolle, die das US-Feld als Modell oder zumindest als Beispiel für die disziplinären Formationen vieler Länder gespielt hat. In den Fällen, in denen das US-amerikanische Feld ein bedeutendes Vorbild war, gehen die Wurzeln dieses Einflusses (in vielen Fällen) auf das Projekt des Kalten Krieges zur Verbreitung der „Verhaltenswissenschaften“ zurück, das von der Regierung und der Ford Foundation in erheblichem Umfang unterstützt wurde.

In jedem nationalen Fall wurde die Rezeption des US-Modells jedoch durch lokale Belange und sogar die lokale Politik gefiltert. Im Falle Deutschlands beispielsweise war der quantitative Ansatz nach amerikanischem Vorbild eine bequeme Alternative zur nationalsozialistisch geprägten Tradition der *Zeitungswissenschaft* (Löblich 2010). In anderen Kontexten, wie etwa in Lateinamerika in den 1960er und 1970er Jahren, wurde die US-amerikanische Disziplin als definierender *Gegensatz* angesehen – als das vereinheitlichende „Andere“, gegen das eine Gegendisziplin aufgebaut werden konnte. Die Rolle des Gedächtnisses in bestimmten nationalen Disziplinen ist also nicht nur unverwechselbar, sondern auch auf komplexe und vielfältige Weise mit der hier vorgestellten US-zentrierten Darstellung verwoben. Die Tatsache, dass einige nationale Disziplinen relativ spät auf den Plan traten, ist ein weiterer verkomplizierender Faktor. Das Ergebnis ist, dass die Relevanz und der Stellenwert von Erinnerungsansprüchen heute für keine nationale Disziplin dasselbe Muster widerspiegeln, welches ich für den Fall der USA ausgemacht habe. Das multidisziplinäre Interesse an medienbezogenen Fragestellungen, das durch das Internet geweckt wurde, ist indes sicher überall zu spüren und zu registrieren. Infolgedessen kann die Kommunikationsforschung nirgendwo ein Monopol auf die Untersuchung von Medien und Kommunikation beanspruchen. Die Auswirkungen auf das disziplinäre Gedächtnis eines bestimmten Landes jedoch sind viel schwieriger zu bestimmen.

2. Der schwindende Einfluss des disziplinären Gedächtnisses

Die Hauptursache für die abnehmende Bedeutung des Gedächtnisses ist der zurückgehende institutionelle Einfluss des Fachs auf seine Studienobjekte. Seit dem Einzug des Digitalen in der Mitte der 1990er Jahre ist die ohnehin schon polyglotte Disziplin noch stärker fragmentiert. Und das liegt nicht nur an der internen Vielfalt: Die unausweichliche Bedeutung des Internets und alles, was in seinem digitalen Kielwasser mitgeschwamm, hat mindestens ein Dutzend anderer Fachgebiete in die Umlaufbahn der

Kommunikationswissenschaft gezogen. Das hat eine Umgestaltung der institutionellen Landschaft zur Folge: Aus einem halbwegs legitimen Nachkriegsneuling, der einen erinnerungspolitischen Klebstoff brauchte, wurde um die Jahrtausendwende ein polydisziplinäres Free-for-All. Das Legitimationsdefizit, das Schramm in den 1960er Jahren antrieb, war im Jahr 2005 nahezu irrelevant. Die akademische Beschäftigung mit Medien und Kommunikation war nicht mehr, nicht einmal zum Schein, durch disziplinäre Mauern begrenzt. Jetzt befassen sich Wissenschaftler:innen aus allen Teilen der Universität mit dem digitalen Leben. Sie arbeiten sogar häufig mit den Forscher:innen zusammen, die eher zufällig in den Fachbereichen für Kommunikationswissenschaft untergebracht sind. Das Ergebnis ist eine Ära, die ich an anderer Stelle (Pooley 2018b) als „post-program“ bezeichnet habe, eine Ära, in der die dichte Erzählung des disziplinären Gedächtnisses kaum noch benötigt wird.

Die alten Handlungsstränge tauchen immer noch auf, wenn auch seltener und mit geringerem Einsatz. Die Geschichte der vier Gründer und das von-Machtvollenzu-begrenzten-Effekten Narrativ werden dem Publikum seit langem in Kurzform geliefert, als verknappte Geschichten in einem Satz. Daran hat sich nichts geändert. Neu ist, dass die alten Geschichten, wenn sie überhaupt auftauchen, in einer entkoppelten Art und Weise beschworen werden, wie eine Doxa ohne Autor:in. Der Kontext der Beschwörung ist darüber hinaus bemerkenswert flach gehalten: Die historischen Bezüge sind versteckt und leisten nichts für die Argumente ihrer Autor:innen. In der früheren Phase des Feldes wurde die Geschichte regelmäßig in großen paradigmatischen Auseinandersetzungen als Rechtfertigung oder zur Schmähung herangezogen. Doch diese feldübergreifenden Auseinandersetzungen um Methoden und Auftrag des Faches stehen nicht mehr im Mittelpunkt des Interesses. Infolgedessen spielen Verweise auf die alten Geschichten nicht mehr die zentrale Rolle, die ihnen einst zugewiesen wurde. Der springende Punkt hierbei ist, dass beide Dynamiken – die Entkopplung und der geringere Einsatz – die beschleunigte Aufspaltung des Faches widerspiegeln.

Die großen Erzählungen haben also an Einfluss verloren. Die interessantere Entwicklung ist jedoch die neue Allgegenwart *lokaler* Erinnerungsansprüche. Kommunikationswissenschaftler:innen sind in der postdigitalen akademischen Szenerie zunehmend in spezifischen, disziplinübergreifenden Teilbereichen tätig. Diese Konfigurationen haben ihre eigenen Bezugsrahmen: führende Persönlichkeiten, quasi kanonische Werke, gemeinsame Konzepte und regelmäßige Zusammenkünfte. Solche Netze der gegenseitigen Interaktion und des gemeinsamen Wissens nehmen vor allem jenseits der traditionellen Disziplinengrenzen Gestalt an. Einige Bereiche, wie die politische Kommunikation oder die Journalismusforschung, sind relativ stabil, andere, wie die Algorithmenforschung, sind weitaus fließender. In jedem Fall entwickeln und reproduzieren diese transdisziplinären Bereiche ihre eigenen epistemischen Kulturen. Entscheidend für unsere Zwecke ist, dass sie auch einen Bestand an gemeinsamem Wissen schaffen. Und dieses gemeinsame Wissen ist nicht der dicke Stoff des disziplinären Gedächtnisses; er ist flacher, manchmal hauchdünn und unterliegt schnelleren Zyklen des Vergessens.

Die Erinnerung wird immer noch beschworen, angetrieben durch Abgrenzungsversuche und die Konventionen der Literaturbesprechung in wissenschaftlichen Artikeln. Symposien, Buchrezensionen und gelegentliche Aufsätze zur Bestandsaufnahme sind weitere Orte, an denen Erinnerungen geltend gemacht werden. Aber sie sind nicht Teil der Grundlagenlehre, und so wird das Geschichtskapitel aus dem Lehrbuch, vielleicht *das* Gefäß für das disziplinäre Gedächtnis, nur selten vertiefend aufgegriffen. Die Bezugnahmen auf die disziplinäre Erinnerung der Teilbereiche der Kommunikationswissenschaft haben eher die Form von lokalem Wissen. Die „Geschichten“, die sie erzählen, sind durch die durchlässigen epistemischen Gemeinschaften begrenzt, an die sie gerichtet sind. In der Praxis bedeutet dies, dass man sich auf die kunterbunten, disziplinübergreifenden Orientierungen der Kolleg:innen einstellen muss.

Eine Folge davon ist, dass die Ansprüche an das Gedächtnis eher *zeitlich begrenzt sind*: Zeiträume von fünf oder zehn Jahren sind die Norm. Diese Art des Erzählens auf lokaler Ebene hat auch den Charakter eines kleinsten gemeinsamen Nenners. Da nur wenig Allgemeingut vorausgesetzt werden kann, beschränken sich die historischen Bezugnahmen auf einen engen gemeinsamen Bezugsrahmen. Kurzgeschichten der Erinnerung – als ‚histories-in-a-phrase‘ – sind in besonderem Maße auf die Unterstellung angewiesen, dass sie als bereits bekannt vorausgesetzt werden können. Es ist diese Grundvertrautheit mit einem gemeinsamen Bestand an intellektueller Erfahrung, den Autor:innen heute nicht mehr als gegeben voraussetzen können. Infolgedessen sind die Ansprüche an das Gedächtnis geringer, ja sogar provinziell geworden. Das lokale Geschichtenerzählen hat die großen, ehrgeizigen Erzählungen teilweise verdrängt – zumindest in der Kommunikationswissenschaft. Wenn die großen Geschichten auftauchen, spielen sie eine belanglosere Rolle. Kurz gesagt, es zeigt sich Erschöpfung mnemotechnischer Energien.

3. Institutionelle Quellen des intellektuellen Vergessens

Um den postdisziplinären Anspruch zu verdeutlichen, sollte man zwischen zwei Formen der Heterogenität unterscheiden. Die Kommunikationsforschung in den USA war von ihrem frühesten organisatorischen Moment an nie geordnet. Das heißt, als Schramm und seine Verbündeten – die so genannten „Bleyer children“ – in den späten 1940er Jahren das Projekt des Feldaufbaus in Angriff nahmen, war das organisierte Feld in intellektueller Hinsicht bereits überfrachtet.² Bis Mitte der 1990er Jahre – bei

² Willard „Daddy“ Bleyer war ein Journalismusforscher an der Universität von Wisconsin, der in der Zwischenkriegszeit eine sozialwissenschaftliche Ausrichtung des Journalismus-Lehrplans der Universität einführte. Einige seiner Studierenden, die manchmal als „Bleyer children“ bezeichnet werden,

all ihrem irrwitzigen Wachstum im Laufe der Jahrzehnte – blieb die Kommunikationswissenschaft polyvalent. Das in der Entstehung begriffene Fachgebiet nahm die ganze Zeit über Menschen und Ideen von jenseits seiner undichten Grenzen auf. Aber der Pluralismus war in diesem ersten halben Jahrhundert zu einem großen Teil feldintern. All die Migrant:innen und importierten Ideen wurden in den ohnehin schon kakophonischen Vierteln des Feldes willkommen geheißen, so dass der Lärm mit der Zeit noch lauter wurde. Doch die Unordnung herrschte sozusagen im Inneren des Zelts, während das Feld immer wieder neue Konzepte und Wissenschaftler:innen auf den Plan rief.

Die zweite Art von Heterogenität, die Anfang der 1990er Jahre auftrat, fand *außerhalb* der Kommunikationsforschung statt. Die interne Unordnung war natürlich immer noch da, in ihrer ganzen metastatischen Kraft. Aber die neue Bedeutung des Internets zog auch Wissenschaftler:innen aus anderen Bereichen an. Diesmal wurden sie nicht in den Kommunikationsabteilungen absorbiert. Die Soziolog:innen, Psycholog:innen, politischen Ökonom:innen, STS-Wissenschaftler:innen, Informatiker:innen, sogar Wirtschaftswissenschaftler:innen und Ingenieur:innen – sie führten ihre eigenen Studien zu digitalen Themen durch und unterrichteten diese. Es handelt sich also um eine Heterogenität des Typs zwei, die durch die gemeinsame Zuständigkeit für den Bereich des Digitalen gekennzeichnet ist.

Durch das Prisma der Fragmentierung betrachtet, ist die Institutionalisierungsgeschichte des Feldes also eine Geschichte der internen Heterogenität, die in den letzten zwei Jahrzehnten der externen Heterogenität gewichen ist. Ich will darauf näher eingehen, um die Darstellung mit Details zu untermauern. Seit den späten 1940er Jahren bemühten sich Schramm und seine Mitstreiter erfolgreich um die Einführung von Dokortiteln im Bereich Kommunikationsforschung an bestehenden Journalismusschulen.³ Im Rahmen dieser Kampagne kolonisierten sie die Association for Education in Journalism (AEJ) und deren Zeitschrift *Journalism Quarterly*. In intellektueller Hinsicht bedeutete dies eine Menge Sozialpsychologie unter dem damals neuen Schlagwort „behavioral sciences“. Die Wissenschaft der Pressegeschichte und der First Amendment Studies, die vor der Übernahme durch Schramm betrieben wurde, wurde im besten Fall reduziert. Mit der Ausbreitung der Doktorandenprogramme fügte die typische amerikanische Journalismusschule ihrem Namen den Zusatz „and Mass Communication“ hinzu. Die AEJ folgte 1982 diesem Beispiel und taufte sich in AEJMC um – und ein Jahrzehnt später auch ihre Zeitschrift. In der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts gab es also eine US-amerikanische „Kommunikationswissenschaft“: eine Sozialwissenschaft, die an Journalismusschulen angesiedelt war und von kompetenzorientierten Studierenden getragen wurde.

trugen dazu bei, Bleyers Vision an den großen Universitäten zu verbreiten, und setzten sich gemeinsam mit Schramm für einen Dokortitel im Journalismus ein (Rogers und Chaffee 1994).

3 Dieser und die nächsten vier Absätze stützen sich auf Pooley (2016).

Doch zu Schramms Verhaltenswissenschaft gesellten sich ab den 1960er Jahren drei weitere Anwärtler auf die Bezeichnung „Kommunikationswissenschaft“. Zu Beginn des Jahrzehnts begannen die bestehenden Fachbereiche für Sprache und Rhetorik, insbesondere diejenigen im Mittleren Westen, die den Rundfunk in ihr Lehrangebot aufgenommen hatten, sich in „Communication Studies“ oder „Communication Arts“ umzubenennen. Diese Abteilungen, die in der Regel in der „Arts and Sciences“-Abteilung ihrer Universität angesiedelt waren, konzentrierten sich auf die Ausbildung in öffentlichem Sprechen. In einigen Studiengängen bildete die Exegese der klassischen Rhetorik den intellektuellen Anker, während andere die Lehre und Forschung auf eine Sozialwissenschaft der zwischenmenschlichen Kommunikation ausrichteten. In jedem Fall versammelten sich die Angehörigen der Sprech- und Rhetoriktradition in einer Fachgesellschaft, der Speech Association of America (SAA), die im Laufe der Zeit in Richtung „Kommunikation“ abdriftete: Im Jahr 1970 änderte die Gruppe ihren Namen in Speech Communication Association und ließ dann 1997 den Begriff „Speech“ ganz fallen und wurde zur National Communication Association. Die Zeitschriften der Gesellschaft folgten diesem Beispiel.

In den 1960er Jahren beanspruchten also sowohl der Journalismus wie die Sprachwissenschaft die Bezeichnung „Kommunikation“ für sich. Im selben Jahrzehnt begann sich eine dritte Kultur um neu gegründete Schulen und Abteilungen für Kommunikation zu formieren: Programme, die weder aus dem Journalismus noch aus der Sprachwissenschaft stammten. Diese genuin kommunikationswissenschaftlichen Programme, die von den Annenberg Schools an der University of Pennsylvania (gegründet 1958) und der University of Southern California (1971) verkörpert wurden, neigten dazu, ein weites, wenn auch weitgehend sozialwissenschaftliches, intellektuelles Netz auszuwerfen. Wissenschaftler:innen aus diesen Programmen haben seit ihrer Gründung 1968 ihre berufliche Heimat in der International Communication Association (ICA) gefunden.⁴ Das *Journal of Communication* der ICA hat eine eher ökumenische Rolle als de facto Flaggschiff gespielt, mit regelmäßigen Beiträgen von Wissenschaftler:innen, die auch in Journalismusprogrammen untergebracht sind.

Und dann war da noch der Film: Die „siebente Kunst“ zog ihre eigenen Akademiker:innen an, zumeist Geisteswissenschaftler:innen, die in traditionellen geisteswissenschaftlichen Fakultäten untergebracht waren. Obwohl die Society for Cinematologists bereits 1959 gegründet wurde, erlebte die Filmwissenschaft ihren eigentlichen Aufschwung erst Ende der 1960er Jahre, als die Kultur der Wertschätzung des Kinos ihren Höhepunkt erreichte. Die ästhetische Ausrichtung und die Beschäftigung mit medienpezifischen Theorien machten das Fach zu einer sicheren Bank für die Geisteswissenschaften, selbst an Elite-Institutionen – im Gegensatz zu den halbprofessio-

4 Wie David W. Park (2020) gezeigt hat, war der ursprüngliche Impuls für die Gründung der Vorgängerorganisation der ICA selbst in der Sprechforschung verwurzelt.

nellen Gegenstücken in der „Kommunikationswissenschaft“. Die Society for Cinema Studies (wie sie 1963 umbenannt wurde) fügte ihrem Titel 2004 den Zusatz „& Media“ hinzu, und ihre Zeitschrift folgte vor Kurzem diesem Beispiel.

Die US-amerikanische „Disziplin“ der Kommunikationswissenschaft war also bereits in den 1970er Jahren vielstimmig, ja „balkanisiert“. Die vier verschiedenen Kulturen – die der Sprache, die des Journalismus, die der „genuinen Kommunikationswissenschaft“ und die der Filmwissenschaft – beanspruchten dasselbe Terrain, ohne dass es sinnvolle Überschneidungen gab (mit teilweisen Ausnahmen zwischen der im Journalismus verwurzelten und der genuin kommunikationswissenschaftlichen Forschungstradition). In jedem Fall gab es kanonische Werke, Lehrbücher und – was für unsere Zwecke von Bedeutung ist – Ursprungsgeschichten. Wissenschaftler:innen, die in Journalismusschulen untergebracht waren, haben sich zum Beispiel auf Schramms „vier Gründer“ gestützt, gepaart mit der Geschichte der erfolgreichen, von Schramm geleiteten Institutionalisierung des Fachs. In den führenden Lehrbüchern der Kommunikationswissenschaft lag der Schwerpunkt auf den Soziolog:innen des Bureau of Applied Social Research an der Columbia University in der Mitte des Jahrhunderts. Die Sprach- und Rhetorikwissenschaften verfolgen das Feld bis ins antike Griechenland zurück, während die Filmwissenschaft eine ausgeprägte filmtheoretische Tradition hat, die mit den europäischen Überlegungen des frühen zwanzigsten Jahrhunderts beginnt.

Der Punkt ist, dass die US-amerikanische Kommunikationswissenschaft, eine vierköpfige Hydra, schon immer zersplittert war. Ihre Bestrebungen nach Kohärenz, die bis in die 1960er Jahre zurückreichen, wurden von der Realität auf dem Campus überrollt. Wenn drei oder vier akademische Einheiten an *einer* Universität den Namen „Kommunikation“ für sich beanspruchen, was an öffentlichen Einrichtungen im Mittleren Westen der USA die Regel ist, gibt es keine Aussicht auf eine einheitliche Disziplin. Dennoch war die Heterogenität hausgemacht, intern im Fachgebiet. Während jede der vier Kulturen in den 1970er und 1980er Jahren expandierte, behielten sie ihre geteilte Zuständigkeit für „Kommunikation“ bei. Es war zweifelsohne eine problematische Wohngemeinschaft, aber es war *ihr* Haus.

Die ganze Zeit über haben außerdem Wissenschaftler:innen anderer Disziplinen weiterhin Studien über Medien und Kommunikation veröffentlicht, ohne dass es eine wirkliche Verbindung zu einem der vier Kommunikationsbereiche gab. Politikwissenschaft, Soziologie und die anderen „führenden“ Sozialwissenschaften haben diese Bereiche nie wirklich aufgegeben. Auch Literaturwissenschaften und andere Geisteswissenschaften schrieben über die neuen und unausweichlich prominenten Massenmedien. Als sich die britischen Cultural Studies in den 1970er Jahren ihren Weg in die britische Universitätslandschaft bahnten, um ein bemerkenswertes Beispiel zu nennen, war die Erforschung der Medien ein orientierungsgebendes Anliegen, eines, das sich in den frühen 1980er Jahren mit großem Elan auf die amerikanischen literaturwissenschaftlichen Studienprogramme ausbreitete. Der wichtige Punkt hierbei ist, dass die Medien- und Kommunikationswissenschaft die Grenzen dessen, was als „Kom-

munikationsforschung“ gilt, seit ihren frühesten disziplinären Bestrebungen überschritten hat.

Doch das World Wide Web und die in seiner Folge popularisierten Anwendungen und Technologien führten eine neue Dimension der Fragmentierung ein, und zwar von außen. Dies bedeutete Heterogenität des zweiten Typs. Die digitale Durchdringung des Alltagslebens, die sich bereits Anfang der 1990er Jahre abzeichnete, zog die Aufmerksamkeit der etablierten Sozialwissenschaften auf sich. Medientechnologien und -institutionen standen natürlich im Mittelpunkt dieser digitalen Durchdringung, auch wenn das alte Etikett „Massenkommunikation“ viel von seinem Wert verlor. Für einige Disziplinen wie die Soziologie und die Sozialpsychologie bedeutete die Erforschung des digitalen Lebens die Wiederbelebung eines alten Themas, eines, das bereits Jahrzehnte zuvor weitgehend an den Emporkömmling Kommunikationswissenschaft abgetreten wurde. Für andere, wie die Politikwissenschaft, kanalisierte der digitale Bereich ein bereits starkes Interesse an den Institutionen der Massenmedien. Anthropolog:innen, die sich nur in geringem Maße mit Medien befasst haben, zeigten eine auffällige Neigung für digitale Themen, ganz im Einklang mit der breiteren Hinwendung der Disziplin zu zeitgenössischen westlichen Gesellschaften. Neuere interdisziplinäre Bereiche, insbesondere die Science and Technology Studies (STS), wandten ihr konzeptionelles Instrumentarium auf das digitale Leben an, ebenso wie der verwandte Fachbereich der Bibliotheks- und Informationswissenschaft (LIS) mit seinem Interesse an Bits und Daten.

All dies wurde auf der Ebene von Instituten, Zeitschriften, wissenschaftlichen Gesellschaften und Professur-Denominationen registriert.⁵ Ein Indiz dafür war die Umbenennung von Bibliotheksschulen in „iSchool“ in den frühen 2000er Jahren. Eine Handvoll Bibliotheksprogramme bildete 2003 eine „I-Schools“-Koalition, und einige dieser Einrichtungen, darunter Syracuse und Berkeley, begannen, die digitale Kurzform in ihren eigenen Werbematerialien zu verwenden. Die „iSchools“-Bewegung, wie sie genannt wurde, war eine Reaktion auf die neue Bedeutung des Digitalen. Der technologische und auch konzeptionelle Zusammenbruch der Unterscheidung zwischen Information und Medien führte in ähnlicher Weise zu einer gegenseitigen Befruchtung in der wissenschaftlichen Literatur beider Bereiche. Diese teilweise Konvergenz spiegelte sich auch auf dem Einstellungsmarkt wider, da seit 2010 mit zunehmender Regelmäßigkeit LIS-Doktorand:innen in Kommunikationsabteilungen angestellt wurden und umgekehrt.

Etablierte Disziplinen und Bereiche – von der Soziologie über LIS bis hin zur Anthropologie – zeigten um die Jahrtausendwende ein neues Interesse am digitalen Leben. Diese disziplinenübergreifende Aufmerksamkeit trug dazu bei, dass eine institutionelle Überlagerung entstand – ohne Loyalität oder auch nur nachvollziehbare Wurzeln zu einer bestimmten disziplinären Tradition. Die Association of Internet Re-

⁵ Dieser und die folgenden fünf Absätze stützen sich auf Pooley (2018b).

searchers (AoIR) zum Beispiel wurde 1999 von einer feldübergreifenden Gruppe von 60 Wissenschaftler:innen gegründet, wobei disziplinärer Agnostizismus der wichtigste Grundsatz der neuen Gruppe war (Witmer 1999, 368). In der Tat proklamierten die Gründer:innen eine Art „Zwischendisziplin“ – Internet Studies – mit genug Schwung, um zwei Jahre später einen Trendartikel im *Chronicle of Higher Education* zu verdienen.

Ungefähr zur gleichen Zeit gründeten mehrere US-amerikanische juristische Fakultäten angesichts der zunehmenden Bedeutung des Internets Zentren, die sich mit seiner Erforschung befassten. Angefangen mit dem Center for Law and Technology der UC Berkeley (gegründet 1995), dem bald das Information Society Project in Yale (1997) und das Berkman Center for Internet & Society von Harvard (1997) folgten, setzte sich eine neue institutionelle Form durch. Diese Zentren weiteten ihren intellektuellen Aufgabenbereich schnell über rechtliche Fragen hinaus aus und nahmen Wissenschaftler:innen aus allen Teilen der Mitte der 2000er Jahre entstandenen Internet-Studies-Diaspora als Gastwissenschaftler:innen und Vortragende auf. Die Zentren für Internet und Gesellschaft wurden an denselben Eliteuniversitäten gegründet, die lange Zeit die organisierte Disziplin der Kommunikationswissenschaft gemieden hatten. Die Zentren tendierten stattdessen dazu, außerhalb des Fachbereichssystems zu existieren und Gemeinschaften von umherziehenden Wissenschaftler:innen zu beherbergen, die in anderen Feldern etablierte Positionen innehatten. Das Berkman Center in Harvard ist das paradigmatische Beispiel, aber diese Organisationsform hat sich im ganzen Land und in der ganzen Welt verbreitet.

Andere Formationen, von denen einige dem Internet vorausgingen, aber in seinem Gefolge umfunktioniert wurden, haben ebenfalls zur fächerübergreifenden Verbreitung der Internet Studies beigetragen. Medienlabore, vor allem am MIT, haben neben Ingenieur:innen und Designer:innen auch Geistes- und Sozialwissenschaftler:innen beschäftigt. Forschungsabteilungen von Unternehmen, insbesondere das Social Media Collective von Microsoft Research, stellten ebenfalls Sozialwissenschaftler:innen aus vielen verschiedenen Disziplinen ein. Und schließlich haben sich neue, der Öffentlichkeit zugewandte Forschungszentren wie Data & Society zu einer Handvoll etablierter, auf den Journalismus orientierter Forschungsinstitute gesellt, die angesichts des prekären Berufsstandes die Themen Internet und Demokratie mit neuem Eifer aufgegriffen.

Der Punkt ist, dass Anfang der 2000er Jahre eine interdisziplinäre Infrastruktur – eine dünne Schicht von Zentren, wissenschaftlichen Gesellschaften, Listservs – entstand, um den Ideenaustausch zwischen einer auffallend disparaten Reihe von Fachbereichen und Traditionen zu unterstützen. Es handelte sich um eine Handelszone im Sinne von Peter Galison (1997, Kap. 9), die über dem traditionellen Fachbereichssystem errichtet wurde, aus welchem die Beteiligten jedoch größtenteils stammten. Das Ergebnis war eine institutionalisierte Interdisziplinarität: ein übergreifender Diskurs über digitale Themen, der von Wissenschaftler:innen aus mehr als einem Dutzend Disziplinen getragen wurde. Der gleichzeitige Aufstieg von Smartphones und sozialen

Medien am Ende des Jahrzehnts beschleunigte eine intellektuelle Konvergenz, die bereits im Gange war. Soziologie, Psychologie, Rechtswissenschaft, digitale Geisteswissenschaft, Informationswissenschaft und – ja – Kommunikationswissenschaft beschäftigten sich im neuen Jahrtausend alle mit demselben sozialen Phänomen: der Ausbreitung der digitalen Technologie in alle Ritzen des Alltags. Die schiere Geschwindigkeit des Wandels, das rege Interesse von Stiftungen und anderen Geldgebern und die evidente Realität digitaler Allgegenwart, der „deep mediatization“, wie es in einer einflussreichen Formulierung heißt (Couldry und Hepp 2018, Kap. 3), trugen dazu bei, eine Post-Programm-Ära einzuläuten. Dieser akademische Scheideweg, an dem viele vorbeigehen, aber auch viele verweilen, konzentriert sich auf das digitale Leben.

Für unsere Zwecke ist es von Bedeutung, dass die Kommunikationswissenschaft das Teilmonopol verloren hat, das sie einst auf dem Gebiet von Medien und Kommunikation hatte. Der neue, disziplinenübergreifende Pluralismus wurde beispielsweise im Profil des Flaggschiffs der US-amerikanisch geprägten Forschung, dem *Journal of Communication*, registriert: Mehr als die Hälfte der Hauptautor:innen stammte in den letzten zehn Jahren aus Abteilungen und Schulen außerhalb der organisierten Kommunikationsdisziplin (Waisbord 2019, 18–19). Medien und Kommunikation bezeichneten nicht länger eine lose definierte Disziplin, sondern einen gemeinsam besetzten Bereich der Forschung. Wenn die Kommunikationsforschung *bereits* entlang der oben beschriebenen vier internen Linien heterogen war, so hat die postdigitale Landschaft das Feld *noch mehr* verstreut. Dabei handelte es sich um eine Streuung anderer Art: Heterogenität vom Typ zwei, die von außen eingeführt wurde.

Unter diesen Bedingungen kann nur wenig geteilter disziplinärer Bestand vorausgesetzt werden. Silvio Waisbord (2019, 60–61) entwickelte in seiner jüngsten Abhandlung über den „postdisziplinären“ Status der Kommunikationswissenschaft dieses Argument aus einer anderen Richtung. Er stellt fest, dass die Glut der paradigmatischen Auseinandersetzungen des Fachs in den letzten Jahrzehnten erkalte ist. Den „old epistemological and normative *casus belli*“, so schrieb er, zögen Wissenschaftler:innen nicht mehr auf die intellektuellen Barrikaden, „as they did in the past“. Die Erklärung für diesen Rückgang sieht Waisbord in der jüngsten Welle der Fragmentierung des Fachs. Der „halt to skirmishes“ spiegelt, mit anderen Worten, den neuen Pluralismus wider – den „varying degrees of institutionalization of intellectual diversity“ – mehr als „any settlement of old differences“. Die Leidenschaften sind nach Waisbord durch die (pluralen) Interessen besänftigt worden.

4. Gärungsprozesse im Feld

Eine Möglichkeit, die Fragmentierungsthese zu überprüfen, besteht darin, Momente des *disziplinären Gesprächs* zu vergleichen – mit anderen Worten, Diskurszusammenhänge in denen der Zustand des Fachgebiets das ausdrückliche Thema ist. Der diszip-

linäre Diskurs kann an vielen Orten auftauchen: zum Beispiel in einer Rede der Präsidenten der ICA oder in Orientierungskursen für Studierende. Ich konzentriere mich hier auf einen besonders ergiebigen Ort für diesen Diskurs: die organisierten Symposien, auf denen sich führende Wissenschaftler:innen versammeln, um über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Disziplin zu diskutieren. Alle Sozialwissenschaften veranstalten von Zeit zu Zeit derartige Zusammenkünfte, zum Teil deshalb, weil sich diese Disziplinen einer paradigmatischen Schließung widersetzen. Solche Symposien sind per definitionem Orte der Reflexivität. Die Frage, oder meine Frage, ist, wie und ob die Geschichte in solchen Momenten aufgearbeitet wird.

Für die US-amerikanisch Kommunikationswissenschaft ist die Sonderausgabe „Ferment in the Field“ des *Journal of Communication* aus dem Jahr 1983 die archetypische Sammlung dieser Art. Die „Ferment“-Ausgabe war voll von paradigmatischen Konflikten, von denen einige mit Bezugnahmen auf die Erinnerung der Disziplin ausgetragen wurden. Das *Journal of Communication* feierte das Jubiläum von „Ferment“ mit einer Fortsetzung 35 Jahre später, im Jahr 2018. Meine Strategie bestand darin, diese beiden Zusammenstellungen auf ihre Bezüge zum disziplinären Gedächtnis hin zu untersuchen. Der Gedanke war, die Verschiebungen – sofern es welche geben sollte – auszumachen, die die Sonderhefte offenbaren, wenn sie in zeitlicher Abfolge gelesen werden.

Die ursprüngliche Sammlung *Ferment in the Field* war ein Produkt der außergewöhnlichen Herausgeberschaft eines außergewöhnlichen Dekans, George Gerbner von der Annenberg School. Dank Gerbners umsichtiger Lenkung und einer finanziellen Krise der ICA als Eigentümerin des *Journal of Communication* übernahm die Annenberg School 1973 die Kontrolle über das „Flaggschiff“ – ein Verwaltungsakt, der erst in den späten 1980er Jahren endete (Ruddock 2018, 85–87). Gerbner war ein verkappter Radikaler, der dennoch für einen politisch konservativen Mäzen, Walter Annenberg, arbeitete. Gemeinsam mit der Chefredakteurin Marsha Siefert vollzog Gerbner eine scharfe Wende hin zu einem ökumenischen, öffentlichkeitsorientierten und manchmal marxistischen Redaktionsmix. Die Sonderausgabe von 1983 erschien im Gefolge des *Methodenstreits* der 1970er Jahre und der Abrechnung mit einem politischen Radikalismus in der Kommunikationswissenschaft, wobei die Debatten über die Neue Weltinformations- und Kommunikationsordnung (NWICO) ein aktuelles Thema in diesem Bereich waren. In den Anweisungen für die eingeladenen Beitragenden war von Geschichte nicht die Rede, aber die 35 Beiträge waren dennoch voller Bezugnahmen auf das disziplinäre Gedächtnis.

Die Sonderausgabe von 2018, die passenderweise den Plural „Ferments in the Field“ trägt, erschien unter der Herausgeberschaft von Silvio Waisbord, ähnlich wie Gerbner ein Herausgeber, der sich dafür einsetzt, den Geltungsbereich der Zeitschrift über den quantitativen Mainstream hinaus zu erweitern. Das Sonderheft wurde von zwei Marxisten als Gastherausgeber betreut, die ihre Edition offen mit dem kritischen Geist des Originals von 1983 verbanden (Fuchs und Qui 2018, 219). Wie schon 1983 umfassten die Beiträge das politische Spektrum der Disziplin, wenn auch mit erhöhter

Sensibilität für geografische und andere Differenzlinien. Der Aufruf der Herausgeber zur Einreichung von Beiträgen forderte ebenso wie die Instruktionen, die für das Original ausgegeben worden waren, zu einer feldweiten Reflexion auf – wenngleich nur die Fortsetzung in 2018 explizit zur Reflexion über die Vergangenheit des Fachs einladend (Gerbner 1983; Fuchs und Qui 2016). Die beiden Sonderhefte, die mehr als drei Jahrzehnte auseinanderliegen, sind also vergleichbare Formen der Bezugnahmen auf die Erinnerung und das disziplinäre Gedächtnis, das in ihren jeweiligen Entstehungszusammenhängen in der Disziplin vorherrschte.

Auf der Grundlage eines *close reading* der über fünfzig Aufsätze habe ich jeden Beitrag nach der Tiefe und dem Geltungsbereich seiner geschichtsbezogenen Aussagen klassifiziert. Das Kodierungsschema war so konzipiert, dass jede Art von Musteränderung erfasst werden konnte. Zunächst ermittelte ich das *Ausmaß* des historischen Engagements: Gab es überhaupt irgendwelche erinnerungsbezogenen Aussagen? Wenn ja, waren die Verweise nur kurz, umfangreicher oder sogar der Hauptschwerpunkt des Artikels? Die zweite Untersuchungsdimension zielte auf den Geltungsbereich der historischen Äußerungen ab: Bezog sich der Hauptreferenzpunkt auf eine subdisziplinäre Formation, auf das Feld als Ganzes oder auf beides? Meine Erwartung war natürlich, dass die frühere Ausgabe einen höheren Anteil an Aufsätzen enthalten würde, die durch und durch auf die Geschichte ausgerichtet sind und dass ihr Bezugsrahmen tendenziell das gesamte Feld umfassen würde.

Auf der Grundlage der ersten Kodierungsrunde habe ich eine Reihe von *mnemotechnischen Motiven* identifiziert, also Aussagen über die Vergangenheit des Fachgebiets, die häufig in einem oder beiden Sonderheften erscheinen. Damit meine ich Bezugnahmen auf die Geschichte, die durch Wiederholung eine gewisse verkürzende Vertrautheit erlangen. Es handelt sich dabei um gemeinsame Bezugspunkte – zumindest lässt sich davon ausgehen, dass sie es sind. Sie sind typischerweise von einfachen Narrativen gekennzeichnet, die oft in sloganartigen Phrasen wie „die vier Gründer“ zum Ausdruck kommen. Viele der Motive sind dichotomisch angelegt, indem sie eine „Schule“ gegen eine andere ausspielen, oder sie werden in einer Stufenfolge dargestellt. Mit nur einer Handvoll Worte – „magic bullet theory“ zum Beispiel – wird eine ganze Geschichte heraufbeschworen, und die Lesenden (Kolleg:innen innerhalb des Fachgebiets) sollen die metonymische Schlussfolgerung ziehen. Gelegentlich konzentrieren sich die Motive auf ein bestimmtes Werk – ein bekanntes Buch oder einen Artikel –, das, wenn es erwähnt wird, einen gemeinsamen historischen Bezugspunkt darstellt. Daher bestand meine Strategie in einer zweiten Runde des *close reading* darin, das spezifische Auftreten der in der ersten Runde identifizierten Motive Aufsatz für Aufsatz zu erfassen. Zusammen mit den Bewertungen von Umfang und Ausmaß sollte eine Erhebung der Zitationen in diesen Themenzusammenhängen dazu dienen, Kontinuität oder Wandel über die 35 Jahre der Sonderausgaben hinweg aufzuspüren.

Die Analyse stützt die These, dass sich viel verändert hat, auf verblüffende Art und Weise. In der Tat drücken die beiden Ausgaben völlig unterschiedliche Beziehun-

gen zum disziplinären Gedächtnis aus. Im Jahr 2018 wird viel weniger Geschichte besprochen, und die Behauptungen, die aufgestellt werden, neigen stark zum Subdisziplinären. Das Sonderheft von 1983 ist regelrecht in Erinnerung getränkt und darin mariniert: Die Aufsätze haben einen totemistischen Charakter, die rivalisierenden Ansätze werden in manifestartigen Salven dargelegt, die mit martialischer Rhetorik gespickt sind. Die Ausgabe von 2018 ist dagegen eine Sammlung subdisziplinärer Beiträge, die voneinander abgegrenzt sind. Dies zeigt sich in der zurückhaltenden, ja gedämpften Art der Auseinandersetzung mit der disziplinären Geschichte. Im Jahr 2018 gab es nur wenige feldübergreifende Verbindungen zur Vergangenheit; der Ruf nach mnemonischen Tropen war im Gegensatz zu 1983 verschwindend selten.

Betrachten wir das *Ausmaß*, also die Tiefe der Auseinandersetzung mit dem Gedächtnis des Feldes. In der Ausgabe von 1983 waren mehr als ein Drittel der Aufsätze (12 von 35) vollwertige Historien, d. h. sie konzentrierten sich in erster Linie auf die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit des Feldes. Weitere 19 Aufsätze – mehr als die Hälfte – waren substanziell mit Vergangenheit befasst, wobei lediglich vier nur als kurze Erwähnung historischer Bezüge eingestuft wurden. Im Jahr 2018 hingegen waren von den 21 Aufsätzen nur drei Beiträge durch und durch historisch (Chakravarty et al. 2018; Splichal und Mance 2018; Walter et al. 2018). Noch aufschlussreicher ist vielleicht die Art ihrer Analyse: Bei allen drei handelt es sich um groß angelegte, quantitative Studien mit Tausenden von Zeitschriftenartikeln, die auf thematische Verbreitung, Zitationsmuster und Ähnliches untersucht wurden. Der narrative Modus – das Erzählen von Geschichten über intellektuelle oder institutionelle Entwicklungen – wird ausgeklammert, selbst in den Abschnitten, die der interpretativen Reflexion gewidmet sind. Die vielen narrativen Geschichten der Ausgabe von 1983 haben kein Pendant – nicht ein einziges Beispiel – in der Kohorte von 2018.

Etwa ein Viertel der Aufsätze aus dem Jahr 2018 (5 von 21) befasst sich wesentlich mit der Geschichte des Fachgebiets, während sie in mehr als die Hälfte der übrigen Aufsätze nur kurz erwähnt wird. (Ein einziger Aufsatz aus dem Jahr 2018, Cooren 2018, stellt keinerlei historische Behauptungen auf). Es gibt also eine signifikante Veränderung, die bei dieser ersten Auswertung zu verzeichnen ist: Fast 90 Prozent (31 von 35) der Beiträge von 1983 sind wesentlich oder primär an der disziplinären Vergangenheit orientiert. Im Jahr 2018 waren es nur noch etwas mehr als ein Drittel (8 von 21 Aufsätzen). Kurzum: Es gab eine deutliche Verflachung rund um die Bezugnahmen auf fachhistorische Erinnerung.

Der Kontrast bei der Frage nach dem *Geltungsbereich* war noch schärfer. Nahezu jeder Beitrag der „Ferment“-Ausgabe von 1983 richtete seinen historischen Anspruch auf das Gesamtfeld. Nur ein einziger Aufsatz – Herbert Gans‘ (1983) Überlegungen zum Studium des Journalismus – war auf die Geschichte eines Teilbereichs ausgerichtet. Im Jahr 2018 formulierte nur noch die Hälfte der Beiträge feldweite historische Ansprüche, während drei Fünftel der Beiträge Verweise auf die Geschichte eines Teilgebiets enthielten. Im Original von 1983 wurde in einem Aufsatz nach dem anderen die Disziplin als Ganzes adressiert: es war der gemeinsame Modus der Ansprache. Das

Heft von 2018 war in dieser Hinsicht weitaus parochialer, mit einem großen Anteil an Beiträgen, die nach innen orientiert waren und sich an Fachkolleg:innen innerhalb derselben Teildisziplin richteten.

Die historischen Überschneidungen des Fachs mit anderen Disziplinen wie der Soziologie oder der Politikwissenschaft sind 1983 ein fortwährendes Thema. Auch in der Ausgabe 2018 tauchen andere Disziplinen häufig auf, allerdings in einem deutlich anderen Muster: In der späteren Ausgabe wird behauptet, dass andere Disziplinen konstitutive und gleichberechtigte Beteiligte an subdisziplinären Formationen sind, die in Konsequenz als losgelöst von der Kommunikationswissenschaft als solcher erscheinen. Anders ausgedrückt: Die Kommunikationsforschung war 1983 der unhinterfragte Bezugspunkt; andere Disziplinen kommen als Vorläuferinnen, Konkurrentinnen oder Verbündete ins Spiel.

2018 hat sich der Fokus größtenteils hin zu interdisziplinären Formationen verschoben, die nach Darstellung der Autor:innen keine besonderen Wurzeln in der Kommunikationswissenschaft aufweisen. Ein Beitrag zur „Intergroup Communication“ widmet sich beispielsweise in einem kurzen historischen Exkurs der eigenständigen Herkunft und Weiterentwicklung dieses Teilgebiets aus der Sozialpsychologie und Soziolinguistik (Gallois et al. 2018, 310). Ein weiterer Beitrag über „postcolonial communication and media studies“ orientiert sich an dem, was die Autor:innen als „the larger interdisciplinary terrain of postcolonial studies – populated largely by scholars in literary studies, history and anthropology“ beschreiben (Kumar und Parameswaran 2018, 348). In den Aufsätzen aus dem Jahr 2018, die sich mit dem Feld insgesamt befassen, ist spürbar, dass selbst das *geteilte Kuratel* für kommunikations- und medienbezogene Themen noch lange nicht gesichert ist. 1983 stand die Kommunikationswissenschaft als bestimmbarer Bezugspunkt im Zentrum der Erinnerungsbezüge, und dies trotz einer fortschreitenden disziplinären Durchmischung. Im Jahr 2018 erfolgt die Bezugnahme auf die Disziplin als solche vorsichtiger, ja sie ist fast zaghaft geworden.

Vielleicht ist es daher nicht überraschend, dass eines der wenigen mnemotechnischen Motive, die im Jahr 2018 einen nennenswerten Anklang finden, das der *Fragmentierung* ist: die Behauptung, dass sich das Feld im Laufe der Zeit aufgesplittert hat. In der Einleitung der Herausgeber wird beispielsweise der „extraordinary pluralism of our field“ hervorgehoben, um die pointilistisch anmutende Verteilung der Beiträge in dem Sonderheft zu rechtfertigen (Fuchs und Qui 2018, 220). Ein anderes Beispiel ist ein Beitrag über „Global Media Studies“, in dem nostalgisch darauf verwiesen wird, dass sich Wissenschaftler:innen in den vergangenen Jahrzehnten „grappled with ‚big questions‘“. Ein Feld, „in disagreement over big questions“, so der Autor weiter, „is more vibrant than a field fragmented into a ‚live and let live‘ ethos, proliferating siloed, disconnected journals“ (Kraidy 2018, 342). Die Geschichte der Fragmentierung ist in diesem Sinne die thematische Ausnahme, welche die Regel bestätigt: Mnemotechnische Motive haben in der Ausgabe 2018 einen unbedeutenden Platz, insbesondere im Vergleich zu ihrer bemerkenswerten Präsenz im Jahr 1983. Ein grober Indika-

tor dieser Diskrepanz ist die durchschnittliche Anzahl verschiedener mnemotechnischer Aussagen pro Artikel in beiden Zeiträumen. Die Sammlung von 1983 enthält im Durchschnitt fast dreieinhalb solcher Bezugnahmen pro Artikel, eine Zahl, die im Jahr 2018 auf weniger als eine Bezugnahme pro Artikel gesunken ist.

Abgesehen vom Thema der Fragmentierung (drei Nennungen) waren die einzigen Erinnerungsmotive mit mehr als einer Erwähnung im Jahr 2018 die Internationalisierung des Feldes (vier), die Kluft zwischen „administrative vs. critical research“ (drei) und die „Mainstream“- oder „Effekt“-Tradition des Feldes (fünf). Motive, die 1983 prominent waren, d. h. sie wurden damals in sieben oder mehr Aufsätzen erwähnt, wurden 2018 in vielen Fällen überhaupt nicht mehr erwähnt. Auch Entwicklungen *nach* 1983, wie die Debatte zwischen politischer Ökonomie und Cultural Studies oder die abnehmende Bedeutung des Begriffs „Massen“-kommunikation, werden 2018 kaum erwähnt (jeweils einmal).

Betrachten wir noch die Verweise auf grundlegende Werke. Im Jahr 1983 beriefen sich sieben Beiträge auf Harold Lasswells (1948, 37) Formel ‚wer sagt was in welchem Kanal zu wem mit welchem Effekt‘. Diese Anspielung war 1983 offensichtlich ein Gemeinplatz, ein Grundbestand gemeinsamen disziplinären Wissens. In den meisten Verweisen wird Lasswells Aufsatz nicht zitiert, und in einigen wird nicht einmal sein Name genannt: So klar kann gegenseitiges Verständnis erwartet werden. Gaye Tuchman (1983, 330) nennt den Satz beispielsweise „the famous phrase“; Francis Balle und Idalina Cappe de Baillon (1983, 148) und Tamas Szeckso (1983, 97) berufen sich in ihren Aufsätzen auf „Lasswell’s model“ bzw. „Lasswell’s paradigm“, *ohne* ihn zu zitieren, und fordern die Leser:innen auf, die Lücke ‚wer sagt was‘ selbst zu vervollständigen. Es gibt auch eine fast rituelle Bezugnahme auf Berelsons (1959) Nachruf auf die Kommunikationsforschung in den Aufsätzen aus 1983 in Form einer Reihe von aus einem Vierteljahrhundert stammenden Widerlegungen. Der Grundsatzartikel von Schramm (1983) dreht sich um Berelsons irrige Behauptung des „withering away“ der Kommunikationswissenschaft. In sechs weiteren Artikeln wird Berelsons Requiem ebenfalls zitiert, wenn auch nicht in jedem Fall mit dem unverhohlenen Triumphalismus der Schramms Aufsatz innewohnt. Wichtig ist zu betonen, dass keine der beiden Arbeiten – weder jene Lasswells noch jene Berelsons – in den 21 Aufsätzen des Jahres 2018 auch nur einmal vorkommt. Auch ist keine andere Veröffentlichung stellvertretend an ihren Platz getreten.

Das Gleiche gilt für die generischen Kurzverweise, die ‚Geschichten in einem Satz‘, die 1983 so prominent waren. Die vermeintliche „hypodermic needle“- oder „magic bullet“-Theorie der Medienwirkung aus der Zwischenkriegszeit tauchte damals in acht verschiedenen Aufsätzen auf, nicht ein einziges Mal im Jahr 2018. Der damit verbundene Refrain, dass sich Forschende an der Columbia University Mitte des Jahrhunderts von einer „begrenzten“ oder „minimalen“ Medienwirkung ausgingen, erscheint in sieben der Aufsätze von 1983, aber nur einmal im Jahr 2018. Das gleiche Muster gilt für andere Thematiken. Das lineare „Sender-Botschaft-Empfänger“-Modell, die „Theorie der Massengesellschaft“, der Aufschwung geisteswissenschaftlicher

Ansätze: Jeder dieser Ansätze taucht 1983 sieben- oder achtmal auf, 2018 überhaupt nicht mehr.

Wie das Substantiv „ferment“, also Gärung, ausdrücken sollte, fand auf den Seiten des Sonderheftes von 1983 ein erbitterter paradigmatischer Kampf statt. Der amerikanische Mainstream des Faches, unter anderem repräsentiert durch Schramm, Elihu Katz und Ithiel de Sola Pool, wurde von vielen Seiten angegriffen. Zu den nord-amerikanischen politischen Ökonomen wie Dallas Smythe, Vincent Mosco und Herbert I. Schiller gesellte sich eine Reihe von europäischen Dissidenten. Der Kampf wurde zum großen Teil durch historische Behauptungen geführt. So waren die Verweise auf die seit langem bestehend ‚Kluft‘ zwischen ‚administrativer‘ und ‚kritischer‘ Forschung Legion – viele der Erwähnungen gehen auf Paul Lazarsfelds (1941) Prägung dieser Unterscheidung zurück. In ähnlicher Weise wurden in den Aufsätzen von 1983 pauschale historische Bezeichnungen zumeist abwertend verwendet. Zahllose Variationen des Themas einer „Mainstream“-Tradition tauchen auf; ein Lexikon der Ablehnung, das Abgesänge vortrug für das „dominant paradigm“, die „dominant positivistic tradition“ (Mosco 1983, 244), die „positivistic/behavioristic blindness“ (Halloran 1983, 274), „behavioral positivists“ (Blumler 1983, 168), „behavioral science of communications“ (Carey 1983, 311), „liberal pluralists“ (Lang und Lang 1983, 139), „traditional sociopsychological concerns“ (Katz 1983, 52), eine „behavioral science of communications“ (Gans 1983, 180), den „functionalist approach“ (Mattelart 1983, 68) und sogar Wortschöpfungen hervorbrachte wie „neopositivists of the functional paradigm“ (Rosengren 1983, 200). Allein der Ausdruck „dominant paradigm“ taucht in der Sammlung von 1983 ganze 18 Mal auf.

Der Verweis auf den ‚Mainstream‘ taucht 2018 zwar wieder auf, aber in auffallend anderer Form. Es gibt keine Verweise auf askriptive Schlagwörter wie ‚positivistisch‘ oder ‚behavioristisch‘ mehr. In einem Aufsatz ist von der „dominant conceptual analysis“ die Rede (Sparks 2018, 390); ein anderer zitiert „a paradigm of communication effects“ (Neuman 2018, 369); und ein dritter verweist auf den „professionalized mainstream of communications research“ (Murdock 2018, 363). Keiner von ihnen ist stark ablehnend, der dritte jedoch ist aufschlussreich in seiner nachfolgenden Charakterisierung: „professionalized mainstream of communications research“, schreibt Graham Murdock (1983, 363), „and its segmentation into largely self-contained subareas“. In ihrer Gesamtheit widersetzen sich die Aufsätze dem Aufruf der Herausgeber zu einer Wiederbelebung des kritischen Dissenses. Wenn die alten Debatten überhaupt auftauchen, dann liegt der Akzent auf Aussöhnung und auf der erschöpften Relevanz der Konflikte. Eine der großen quantitativen Zeitschriftenanalysen schließt mit diesem Punkt ab:

To conclude, the state of research and theory in [dem *Journal of Communication*] suggests that „Ferments in the Field“ is somewhat a misnomer, as it wrongfully implies the existence of contemporary tensions regarding epistemological and methodological assumptions. Yet in the post-1990s, there is little evidence for tensions and real synergies between diverse or competing approaches in JOC, with (post-)positivistic, micro-level, mass media research having the clear upper hand. (Walter et al. 2018, 439)

Ein fast identischer Punkt wurde in dem 2018er Aufsatz über die Forschung zur Kommunikationspolitik betont. Das Feld, so argumentieren die Autorin und der Autor, hat erhebliche Fortschritte gemacht, zum Teil dank „leaving the ‚turf wars‘ between administrative and critical research behind.“ In der Tat, fügen sie hinzu, gebe es „now a consensus that the separation into these two research traditions has often been misunderstood and overplayed“ (Just und Puppis 2018, 329). Von den mnemotechnischen Scharmützeln, die das Sonderheft von 1983 so durchdrungen hat, ist jedenfalls nichts zu spüren. Siebzehn Aufsätze, fast die Hälfte, trugen irgendeine Variante des pejorativen Schlagworts „behavioristisch“ / „positivistisch“ / „funktionalistisch“. In keinem der Aufsätze von 2018 wurden ähnliche Ausdrücke gewählt.

Eine letzte Kontrastachse hat mit dem disziplinären Status selbst zu tun. Eine bezeichnende Ironie des Sonderhefts von 1983 besteht darin, dass sich sowohl Befürworter:innen wie Kritiker:innen einig waren, dass die Kommunikationswissenschaft sozusagen auf der akademischen Bühne angekommen war. Für die Befürworter:innen war der stetige Marsch der Institutionalisierung – die verliehenen Dokortitel, die neuen Studiengänge, die schiere Menge an Aktivitäten – in der Tat ein sehr gutes Zeichen. Schramms (1983, 12–13) Aufsatz ist dahingehend eine unverfrorene Fortschrittserzählung: „At the time of the Founding Fathers, no more than a handful of communication doctorates were given in any year: in 1983, it is likely that one hundred or more will be awarded.“ Ja, der intellektuelle Fortschritt ist hinter den institutionellen Errungenschaften zurückgeblieben, aber nicht so weit: „I suspect that the better journals in the field and the upper third of the papers would get a good market even from those tough critics, the Founding Fathers.“ Acht weitere Aufsätze aus dem Band von 1983 unterstrichen das Motiv einer aufstrebenden Disziplin, wobei Kritiken, die sich über die neue Prominenz ärgerten, und diejenigen, die wie Schramm Grund zum Jubeln sahen, gleichmäßig verteilt waren. Ein Beispiel für die Verdrossenheit kommt von Jeremy Tunstall (1983, 92) in seiner Entschlüsselung der US-amerikanischen Kommunikationsforschung: „The fact that a single individual can teach courses in, say, magazine editing and research techniques in social psychology is a tribute to human adaptability, not to a well-conceived academic discipline.“

Die Spaltung, die sich duellierenden Reaktionen auf die institutionellen Errungenschaften des Feldes manifestierte, verlief nicht entlang ideologischer Linien. In Gerbners (1983, 361, 362) Epilog zum Beispiel geht es zur Gänze um den disziplinären Fortschritt; die „new critique“ wird hierbei als eine frische und wohltuende Etappe betrachtet. „Die Disziplin“ ist in der Tat die Protagonistin des Abschlussaufsatzes. „The emergence of communications as an independent and critical discipline using the full range of methodologies is beginning,“ schrieb er, „to right this imbalance [des Einflusses der Industrie; Anm. der Hrsg.].“ Das Heft und die in ihm ausgetragenen Debatten belegten, so Gerbners letzte Zeile, die „vitality of the discipline and to its ability to tackle the critical tasks ahead.“

Das „Selfie“ von 2018, wie die Herausgeber (Fuchs und Qui 2018, 220) die Ausgabe bedauerlicherweise bezeichneten, hat fast nichts von dem Schwung oder der

Verheißung, die 1983 so spürbar waren. Die Kommunikationswissenschaft ist sozusagen ein Faktum, ein Ort der Beschäftigung und das Etikett an der Tür. Keine:r der Autor:innen schafft es, die Disziplin *als Disziplin* zu behandeln: Sie räumen in ihrem subdisziplinären Blick ein, dass es so ist. Die Disziplin als Ganzes wird, wenn sie beschworen wird, nie – kein einziges Mal in diesem Heft – als eine Geschichte von institutionellem Gewinn oder Verlust beschrieben. Die galoppierende Heterogenität ist ein Thema, das es zu registrieren, zu feiern oder zu beklagen gilt, aber das Gefühl, kurz vor der Vollendung zu stehen, ist 2018 verschwunden.

Als post-disziplinäres Feld braucht die Kommunikationswissenschaft keine Erinnerung mehr, zumindest nicht in der alten, feldumspannenden Form. Die alten Themen und Motive sind nicht mehr anschlussfähig. Die Verweise auf Geschichte und erinnerungsbezogenen Erzählungen waren bloß nützlich, solange sie noch anschlussfähig und verstehbar waren.

Der Aufschwung des Digitalen in der Mitte der 1990er Jahre zersplitterte die vermeintliche Disziplin und riss ihre schwachen und durchlässigen Grenzen vollständig nieder. In der Vielstimmigkeit des neuen Jahrtausends verlor das disziplinäre Gedächtnis jeglichen Halt und jeden Nutzen, den es einmal hatte. Erinnerungsbezüge sind kleinteiliger, begrenzter und (vor allem) weniger wirksam geworden, da ihr zugrundeliegender Bezugspunkt – die Disziplin – jetzt eher einer konzentrierten Essenz in einer disziplinübergreifenden Mischung entspricht. In John Durham Peters' (1986, 544) Scherz war die Kommunikationswissenschaft noch wie Taiwan, das behauptete, ganz China zu sein. Dreißig Jahre später ist der Scherz ein charmanter Anachronismus. Dieser Anspruch ist verschwunden und mit ihm die alte mnemonische Streitlust, im Guten wie im Schlechten.

5. Literatur

- Averbeck-Lietz, Stefanie. Hg. *Kommunikationswissenschaft im internationalen Vergleich*. Wiesbaden: Springer VS. 2017.
- Balle, Francis, und Idalina Cappe de Baillon. „Mass Media Research in France: An Emerging Discipline“. *Journal of Communication* 33.3 (1983): 146–156.
- Berelson, Bernard. „The State of Communication Research“. *Public Opinion Quarterly* 23.1 (1959): 1–6.
- Blumler, Jay G. „Communication and Democracy: The Crisis Beyond and the Ferment Within“. *Journal of Communication* 33.3 (1983): 166–173.
- Carey, James W. „The Origins of the Radical Discourse on Cultural Studies in the United States“. *Journal of Communication* 33.3 (1983): 311–313.
- Chakravarty, Paula, Rachel Kuo, Victoria Grubbs, und Charlton McIlwain. „#CommunicationSoWhite“. *Journal of Communication* 68.2 (2018): 254–266.
- Cooren, François. „Materializing Communication: Making the Case for a Relational Ontology“. *Journal of Communication* 68.2 (2018): 278–288.
- Couldry, Nick, und Andreas Hepp. *The Mediated Construction of Reality*. New York: John Wiley & Sons, 2018.

- Fuchs, Christian, und Jack Linchuan Qiu. „Ferments in the Field: Introductory Reflections on the Past, Present and Future of Communication Studies“. *Journal of Communication* 68.2 (2018): 219–232.
- Fuchs, Christian, und Jack Linchuan Qiu. *Ferments in the Field: The Past, Present and Futures of Communication Studies*. <https://www.icaahdq.org/mpage/Ferments>. International Communication Association, 25 August 2016 (30. Juli 2020).
- Galison, Peter. *Image & Logic: A Material Culture of Microphysics*. Chicago: University of Chicago Press, 1997.
- Gallois, Cindy, Bernadette M. Watson, und Howard Giles. „Intergroup Communication: Identities and Effective Interactions“. *Journal of Communication* 68.2 (2018): 309–317.
- Gans, Herbert J. „News Media, News Policy, and Democracy: Research for the Future“. *Journal of Communication* 33.3 (1983): 174–184
- Gerbner, George. „The Importance of Being Critical—in One’s Own Fashion“. *Journal of Communication* 33.3 (1983): 355–362.
- Hacking, Ian. „The Looping Effects of Human Kinds“. *Causal Cognition: A Multidisciplinary Approach*. Hg. Dan Sperber, David Premack, und Ann James Premack. New York: Oxford University Press, 1996. 351–383.
- Halloran, James D. „A Case for Critical Eclecticism.“ *Journal of Communication* 33.3 (1983): 270–278.
- Just, Natascha, und Manuel Puppis. „Moving Beyond Self-Castigation: Let’s Reinvigorate Communication Policy Research Now!“ *Journal of Communication* 68.2 (2018): 327–336.
- Katz, Elihu. „The Return of the Humanities and Sociology“. *Journal of Communication* 33.3 (1983): 51–52.
- Katz, Elihu, und Paul F. Lazarsfeld. *Personal Influence: The Part Played by People in the Flow of Mass Communications*. Glencoe, IL: Free Press, 1955.
- Kraidy, Marwan M. „Global Media Studies: A Critical Agenda“. *Journal of Communication* 68.2 (2018): 337–346.
- Kumar, Sangeet, und Radhika Parameswaran. „Charting an Itinerary for Postcolonial Communication and Media Studies“. *Journal of Communication* 68.2 (2018): 347–358.
- Lang, Kurt, und Gladys Engel Lang. „The ‚New‘ Rhetoric of Mass Communication Research: A Longer View“. *Journal of Communication* 33.3 (1983): 128–140.
- Lasswell, Harold D. „The Structure and Function of Communication in Society“. *The Communication of Ideas*. Hg. Lyman Bryson. New York: Harper & Brothers, 1948. 37–51.
- Lazarsfeld, Paul F. „Remarks on Administrative and Critical Communications Research.“ *Studies in Philosophy and Social Science* 9 (1941): 2–16.
- Löblich, Maria. *Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft*. Köln: Halem, 2010.
- Mattelart, Armond. „Technology, Culture, and Communication: Research and Policy Priorities in France“. *Journal of Communication* 33.3 (1983): 59–73.
- McLemee, Scott. „Internet Studies 1.0: A Discipline Is Born“. *Chronicle of Higher Education* 47.29 (30. März 2001): A24.
- Mosco, Vincent. „Critical Research and the Role of Labor“. *Journal of Communication* 33.3 (1983): 237–248, <https://doi.org/10.1111/j.1460-2466.1983.tb02424.x>
- Graham Murdock, Media Materialities: For A Moral Economy of Machines, *Journal of Communication* 68:2 (2018): 359–368.
- Neumann, W. Russell. „The Paradox of the Paradigm: An Important Gap in Media Effects Research“. *Journal of Communication* 68.2 (2018): 369–379.
- Peters, John Durham. „Institutional sources of intellectual poverty in communication research.“ *Communication Research* 13.4 (1986): 527–559.

- Pooley, Jefferson. „Fifteen Pages that Shook the Field: *Personal Influence*, Edward Shils, and the Remembered History of Mass Communication Research“. *Annals of the American Academy of Political and Social Science* 608.1 (2006): 130–156.
- Pooley, Jefferson. „The Four Cultures: Media Studies at the Crossroads“. *Social Media+ Society* 2.1 (2016): 1–4.
- Pooley, Jefferson. „Wilbur Schramm and the ‚Four Founders‘ History of US Communication Research“. *Communications. Media. Design* 2.4 (2018a): 5–18.
- Pooley, Jefferson. *The Post-Program Era: The Rise of Internet & Society Centers—And a New Interdiscipline*. <http://culturedigitally.org/2018/03/the-post-program-era-the-rise-of-internet-society-centers-and-a-new-interdiscipline/>. Culture Digitally, 5. März 2018b (30. Juli 2020).
- Rogers, Everett M., und Steven H. Chaffee. „Communication and Journalism from ‚Daddy‘ Bleyer to Wilbur Schramm: A Palimpsest“. *Journalism Monographs* 148 (1994): 1–52.
- Rosengren, Karl Erik. „Communication Research: One Paradigm, or Four?“. *Journal of Communication* 33.3 (1983): 185–207.
- Ruddock, Andy. „Backstage in the History of Media Theory: The George Gerbner Archive and the History of Critical Media Studies“. *KOME: An International Journal of Pure Communication Inquiry* 6.2 (2018): 81–91.
- Schramm, Wilbur. „Communication Research in the United States“. *The Science of Human Communication*. Hg. Wilbur Schramm. New York: Basic Book, 1963. 1–16
- Schramm, Wilbur. „The Unique Perspective of Communication: A Retrospective View“. *Journal of Communication* 33.3 (1983): 6–17.
- Simonson, Peter und David W. Park. Eds. *The Interdisciplinary History of Communication Study*. London: Routledge. 2015.
- Sparks, Colin. „Changing Concepts for a Changing World“. *Journal of Communication* 68.2 (2018): 390–398.
- Splichal, Slavko, und Boris Mance. „Paradigm(s) Lost? Islands of Critical Media Research in Communication Journals“. *Journal of Communication* 68.2 (2018): 399–414.
- Tuchman, Gaye. „Consciousness Industries and the Production of Culture“. *Journal of Communication* 33.3 (1983): 330–341.
- Tunstall, Jeremy. „The Trouble with U. S. Communication Research“. *Journal of Communication* 33.3 (1983): 92–95.
- Waisbord, Silvio. *Communication: A Post-Discipline*. New York: John Wiley & Sons, 2019.
- Walter, Nathan, Michael J. Cody, und Sandra J. Ball-Rokeach. „The Ebb and Flow of Communication Research: Seven Decades of Publication Trends and Research Priorities“. *Journal of Communication* 68.2 (2018): 424–440.
- Witmer, Diane F. „The Association (of) Internet Researchers: Formed to Support Scholarship in and of the Internet“. *Information, Communication & Society* 2.3 (1999): 368–370.

Automatische Übersetzung ins Deutsche
 durchgesehen von Christian Schwarzenegger.

